

16]

Geschichte einer Bombe.

Von Andreas Strug.

Die Massen der Nationen werden einander in die Arme sinken. Eine ungeahnte Brüderlichkeit wird die Gestalt der Welt verändern, und der Wolf wird weiden bei dem Schaf. Oder aber die Welt wird dastehen im Feuer der Vernichtung. Rot von Blut werden die Ströme fließen. Und die uner-messlichen und unergründlichen Meere werden sich purpurn färben.

Was einem lieber ist.

Diese geheimnisvolle Kraft befahl auch dieser Greisin zu leben, zu arbeiten und ihre Kinder zu versorgen. Sie achtete darauf, daß die Alte nicht einen Augenblick zur Ruhe kam am Tage und die Nächte nicht schlief, sie sorgte dafür, daß ihr Kopf nie zur Ruhe kam, und daß selbst ihre Träume voller Unglück waren. Sie verlieh ihr die geniale Fähigkeit, aus dem Mist noch, aus Resten und Fetten, auf die nur jene, die Hungers sterben, gierig sind, einen Verdienst für sich auszu-graben. Sie war es, die ihr einredete, daß der Hunger etwas Natürliches sei, Lumpen Kleidung, daß man im Winter erstarren müsse vor Kälte und im Sommer in den Stuben hoch unter den Blechbüchern ersticken. Daß ein jeder das Recht habe, sie auszunutzen, zu beleidigen . . . Sie endlich war es, die besser als der Pfarrer und der Polizist dafür sorgte, daß die alte Frau unter solchen Umständen ihre Ehrlichkeit bewahrte — die Hand nicht nach fremdem Gut ausstreckte, nicht zu deutlich ihren Neid merken ließ und sich nicht allzu laut beklagte.

So vollzog sich das Wunder, daß sie bis jetzt lebte. Die Kinder waren stets hungrig, stets krank, grün im Gesicht, von Blattern bedeckt, auf krummen Beinen und mit der naiven Frage in den geröteten Augen: Wozu ist wohl das alles? — Die Kinder lebten so lange sie konnten. Sie starben der Reihe nach, nach einem Jahr, nach zweien. Die Mutter beweinte sie und borgte sich das Geld zu ihrem Begräbnis. Nur Stasiek war zurückgeblieben, fränklich und schwach wie die andern. Bis in sein fünfzehntes Jahr war er klein und sprach wenig. Der Mutter gelang es durch Protektion, ihn in der Fabrik als Lehrling unterzubringen. Er war fleißig und verdiente drei Jahre nichts, essen aber mußte er, weil er arbeitete. Die Alte hatte kein Leben mehr in sich, blies schon auf dem letzten Loch und nährte sich nur noch aus jener über-natürlichen Kraftquelle, die schon rein aus dem Nichts zu quellen scheint, und die eine Widerlegung der Physiologie, der Theorie von der Energie, und noch vieler anderer feststehender Wahrheiten bildet. Sie hätte nämlich schon längst vor Erschöpfung sterben und vorher noch vor erschöpfter Geduld ver-driekt werden müssen. Der Hygieniker hat das Recht, mit aller Strenge zu fragen: Wie wagst du es gegen alle Wissen-schaft zu leben? Der Psychiater würde ihren normalen Ver-stand als eine Form des Wahnsinns bezeichnen, und der Spezialist, der die Zu- und Abflüsse der Energie mißt, würde, nachdem er auf der einen Seite die ungeheure Arbeitsleistung eines solchen Menschen berechnet und auf der anderen Seite die Anzahl der Kartoffeln, des Schwarzbrottes, der Tränen, Erniedrigungen und Qualen, mit denen sie genährt wurde, zusammengezählt, erklären, daß die alte Czwik ein wissen-schaftliches Absurdum sei, und daß sie überhaupt nicht existiere.

Es werden also noch für lange hinaus die Elemente, aus denen gewisse Erscheinungen oder sagen wir: das soziale Elend sich zusammensetzt, unaufgeklärt bleiben müssen, die . . .

Doch das gehört nicht zur Sache. Denn wir wollen ja hier nicht in die verborgene Mystik des sozialen Lebens ein-dringen.

Es war eine Büchse aus Gusseisen in einem Futteral von gelbem Leder.

Die alte Czwik, durch ihren Sohn eingeweiht, verwahrte sie bei einer alten Freundin, die dank mächtiger Beschützer seit zehn Jahren im Asyl für Krüppel, der Stiftung einer Lodzer Firma, als Pensionärin lebte. Dort war sie sicher. Wer hätte auch auf die Greise und alten Frauen des Asyls

Verdacht gelenkt, oder auf die barmherzigen Schwestern, die es verwalteten? Die Greisin hielt die Bombe am Kopfende des Bettes, unter dem Strohsack versteckt. Es ist nicht leicht zu verstehen, weshalb sie sich darauf einließ, einen so gefähr-lichen Gegenstand bei sich zu verwahren. Genug, sie nahm ihn und war stolz darauf. So stolz, daß sie vor ihren Nach-barn rechts und links damit prahlen mußte. Die Keuigkeit, die sich die Weiber in den Nächten zuflüsternten, ging von einer zur andern, gelangte auch in die männliche Abteilung, oder vielmehr zu den Greisen. Das ganze Gefinde wußte davon, die Köchinnen, — alle. Dennoch blieb das Geheimnis unver-letzt und kam über den Umkreis des Asyls nicht hinaus. Es gab dort zwar keine überzeugten Revolutionäre, sondern nur zahllose, frethinhafte alte Männer und Frauen, die vor Alter fast zerfielen. Aber in jenen Zeiten lagen die Keime der Revolution in der Luft und fielen, wohin der Wind sie trug, die untadeligsten Leute ansteckend. Diese Epidemie dauerte übrigens nicht lange.

Die alte Czwik war durchaus keine Sozialistin. Allzu-sehr hatten die Nöte des Lebens ihr zugefegt, als daß sie ge-glaubt hätte, man könne Armut und Unrecht jemals aus der Welt schaffen. Der Sozialismus, den ihr Sohn Stasiek nach und nach aus der Fabrik nach Hause brachte, bereitete ihr nur Furcht, denn sie wußte, daß man dafür ins Gefängnis kam. Doch hinderte sie ihren Sohn in nichts, ja half ihm sogar, wenn es nötig war. Erst als die Revolution ausbrach und Stasiek nach einem Streik eine bedeutende Gehaltserhöhung erhielt, als das ganze Volk von Lodz das Haupt erhob und seine eigene Kraft zu erkennen anfang, da erst sagte sie Glauben an ihren Sohn.

Dennoch sehnte sie sich nach jenen drei Jahren warmen Glücks zurück. Dieses Glück hatte für sie an einem Sonnabend begonnen, als Stasiek sein erstes verdientes Geld nach Hause brachte. Die Alte brach in Weinen aus. Einen Kubel opferte sie für eine Messe, die sie mit Inbrunst anhörte, vor Freude weinend und in ununterbrochen gestüßerten Gebeten Gott ihre unendliche Dankbarkeit ausprechend. Sie flehte um Ver-zeihung für alle ihre Sünden, für ihre Klagen und Be-schwerden, für ihren Stolz, für ihren Wunsch nach vergäng-lichen Gütern, für ihren Neid auf die Satten und für alles, was ihr die Weichtäter vorhielten.

Die Alte ruhte aus; — zum erstenmal in ihrem Leben. Sie konnte es fast nicht glauben, und diese Ruhe quälte sie, setzte sie in Erstaunen und erfüllte sie zuweilen mit Schrecken. Der Sohn erlaubte ihr nicht, einen Verdienst zu suchen. Sie hatte also nichts zu tun, als das Essen zu bereiten, ein bißchen zu nähen und das Zimmer aufzuräumen. Vor allem fehlten ihr die Sorgen. Es bedrückte sie, daß ihr Kopf frei davon war. Sie konnte es nicht fassen, daß alles da war, daß sie un-geduldige Stunden mit den Händen im Schoß dazitzen, und die Nächte durchschlafen durfte. Daß sie in der Kirche sitzen konnte, so lange es ihr gefiel, Besuche bei Freundinnen machen und fremdes Glend ansehen. Ihr Gewissen warf ihr diesen Ueberfluß vor und schreckte sie mit göttlichen Strafen. Ihr Vorgefühl verkündete ihr ein rasches Ende dieses Wohl-feins; es mußte ein Unglück kommen, eine Krankheit . . . Sie beklagte sich:

„Ach zu gut! Viel zu gut!“

Aber schließlich kann man sich an alles gewöhnen. Die Zeit verfloß und die Alte begann sich schon nach einer Schwiegermutter umzusehen, aber keine schien ihr für ihren Sohn gut genug. Und er selbst schien keine Eile zu haben — er hatte nämlich viel anderes zu tun. Lange konnte die Alte nicht recht verstehen, womit er sich befakte, bis eines Tages einige Kameraden Stasiek abzuholen kamen. Und auf einmal war es ihr, als blicke ihr das alte Leben wieder ins Auge.

„Was treibst Du denn?“ fragte sie.

„Das, was ich muß. Sie haben nicht den Kopf für so was, liebe Mutter. Ich muß es wissen.“

„Sie werden Dich fangen, foltern, nach Sibirien ver-schicken.“

„Sie haben keinen Sozialismus gemacht, Mutter, und wurden noch schlimmer gefoltert als in Sibirien, in dieser Stadt Lodz.“

„Um Gottes willen! Was wollt Ihr Dummen wagen?“

„Alles. Entweder gehen wir zum Teufel oder der Kapitalismus. Bahn für Bahn. — So ist es jetzt in der ganzen Welt, und es ist gut so.“

Sie versuchte, sein Herz zu erweichen.

„Was soll denn aus mir werden? Ich kann nicht mehr arbeiten! Ich bin alt, verbraucht!“

„Eben darum handelt es sich, daß kein Mensch im Alter ohne Hilfe sein soll. Das gilt es, und so wird es sein. Bis dahin müssen wir leiden. So haben auch Sie Geduld, Mutter. Meine Schuld ist es nicht. Es ist so in der Welt. Schuldig wäre ich nur dann, wenn ich untätig bliebe, nur an mich oder an Sie dächte. Wenn jeder Arbeiter nur ein guter Sohn wäre, dann würde die Welt nicht vom Fleck kommen. Das muß man einsehen . . .“

„Ach mein Kind, mein Sohn!“

Es kam der Krieg und darauf die Revolution, die großen Streiks, die blutigen Demonstrationen. Aus dem tiefsten Schlamm von Elend und Unrecht wuchs ein geheimnisvolles Wesen hervor, die dunklen Tiefen belebten sich und begannen unerhörte Ereignisse, seltsame Dinge, große Taten und große Verbrecen auf die Oberfläche auszupeilen.

Tag um Tag brachte neue Ueberraschungen. Immer seltsamer veränderte sich die Gestalt des sozialen Lebens und die Form der menschlichen Seele. Der Arbeiter selbst wunderte sich darüber. Es wunderte sich der Feind, und es wunderten sich die Parteien, die doch angeblich das alles leiteten. Am hellen Tage, in vollster Doffentlichkeit ereigneten sich Dinge, an die man nicht zu glauben wagte. Aber schon einen Tag später hatte sie die Welt verdaut, vergessen, und ging vorwärts. Alles schien möglich, und alles schien notwendig. Die alte Welt erhob ihre Klagen bis zum Himmel. Es fürchteten sich die Mächtigen, und es wurden Kühn, die niemals gewagt hatten. Alles stand auf dem Kopf. Ordnung und Ruhe waren vernichtet, Recht, Sitte, Autorität zertreten. Die einen jagten, es sei das Ende der Welt, die anderen, ein neuer Anfang. Niemand begriff etwas. Man wartete auf den nächsten Tag. Die Publizisten wußten nicht, was sie schreiben sollten, die Führer der Nation, wessen sie gewärtig sein sollten.

Es war gut, daß die Regierung ihre Macht einbüßte, und es war schlecht, — denn das Gefindel kam obenauf. Es war gut, weil eine Aenderung notwendig war, und es war schlecht, denn die Veränderung konnte zu weit gehen. Gut waren die Arbeiterdemonstrationen, die Aufrufe gegen die Regierung, die Attentate, — schlimm waren die Streiks, die Teuerung, der unheimliche Niedergang von Handel und Gewerbe.

Gut war, daß die Sozialisten der Regierung in den Arm fielen, — schlimm, daß die Regierung die maßgebenden Faktoren nicht berief, um das Land zu beruhigen. Gut waren die Unruhen, — schlimm, daß es keine Aussicht auf Ruhe gab.

Herz und Sinne erwarteten alles Gute, die Augen aber sahen nur Böses. Damals geschah es, daß die besten Kräfte das Land verließen, um drauhen den Erfolg von alledem abzuwarten. Die Führer der Seelen, die Pfleger der Vergangenheit, die Regenten der Zukunft emigrierten in langen bequemen Schlafwagen über die Grenze.

Im Lande blieb die Anarchie zurück, die auf Tod und Leben gegen die Repressalien der Regierung kämpfte. Und von verschiedenen Punkten des Auslandes richteten sich aufmerksame Blicke nach dem Vaterlande, als fragten sie: wird Petersburg nun bald um Hilfe rufen? — Und man teilte sich im stillen bereits in die zukünftigen Würden, in die Arbeit im neuerstandenen Vaterlande.

(Fortsetzung folgt.)

1] An die Scholle gebunden.

Von Gustaf Janzon.

In demselben Jahre als Hans Mortensson eingeseget war, sagte eines Tages der Vater zu ihm und seiner etwas älteren Schwester:

„Hier sind für jeden von Euch sechs Kronaler, mehr kann ich Euch nicht geben. Morgen fahrt ihr nach der Stadt und sucht Euch einen Dienst.“ —

Die Geschwister standen in der Küche und starrten mit ihren grauen, ausdruckslosen Augen die Eltern an, die auf dem hölzernen Sofa Mittagsruhe hielten. Die Mitteilung bereitete den Kindern keine Ueberraschung, denn erstens war bereits früher die Rede

gewesen, und andererseits erinnerten sie sich, wie ihre älteren Brüder vor zwei Jahren unter ähnlichen Umständen das Elternhaus verlassen. Mit steifem Kopfnicken nahmen sie schweigend das Geld in Empfang.

„Das Geschäft ist zu klein, um mehr als vier hungrige Mäuler, wie Eure zu füttern“, fügte der Vater hinzu, dem vermutlich eine Erklärung notwendig dünkte.

Abermals nickten die Geschwister, denn auch das war ihnen nichts neues.

Jedes mit seinem Bündel in der Hand, verließen sie am folgenden Morgen das elterliche Haus und zogen in die Welt hinaus. Der Abschied war kurz und tränenlos. Die Eltern waren bei der Frühjahrsarbeit, der älteste Bruder hatte bereits zwei jüngere denselben Weg ziehen sehen, und die kleinste Schwester begriff noch nicht, um was es sich handele.

„Adieu, Tina!“ sagte die Mutter, „bleib' brav, daß man sich Deiner nicht zu schämen braucht.“

Das Mädchen murmelte etwas zwischen den Zähnen und war zur Tür hinaus.

„Du' Deine Pflicht, Hans!“ ermahnte der Vater mit einem Anflug von Mühsung.

„Will's versuchen,“ entgegnete der Sohn, indem auch er sich beeilte, hinaus ins Freie, in den Sonnenschein zu kommen. Sentimentalität war ihm fremd, und es ärgerte ihn fast, daß man von einer so alltäglichen Sache Aufhebens machte. Er war nur froh, von allem befreit zu sein, das ihm Zwang bedachte. In seinem Gehirn regten sich weder Gedanken noch Wünsche, auch hegte er weder Furcht noch Hoffnungen, ebenso wenig wie er von einer glänzenden Zukunft träumte, wie es sonst Jünglinge zu tun pflegen, wenn sie ins Leben hinaustraten.

Hans war ein untersejter, breitschultriger Wursch mit etwas zu langen Armen und einem Paar groben Arbeitskäuften, in die er noch nicht hineingewachsen zu sein schien. Lächelte er auf seine läppische Art, zeigte er ein Gebiß, stark genug, um eiserne Nägel zu zerbeißen.

Die Geschwister gingen schweigend, ein jedes auf einer Seite der Landstraße. Viele hundertmal hatten sie dieselbe zurückgelegt und kannten jeden Stein am Wege. Daß dieser sie fort von ihrer Heimat führte, bemerzte sie weiter nicht. An der Schiffsbrücke angelangt, warteten sie geduldig auf das Dampfboot, während sie gleichgültig und gedankenlos hinaus ins Meer starrten, an dessen Strande sie aufgewachsen waren.

Sobald das Schiff angelegt hatte, gingen sie an Bord und nahmen, ohne ein Wort zu verlieren, auf dem Zwischendeck Platz. Der alte Mortensson war wegen seiner Vorkargheit bekannt, und den Kindern war sie in Fleisch und Blut übergegangen.

Bei der Ankunft in Stockholm erkundigten sie sich nach einem Mietskontor, und da sie — wie man ihnen sagte — Glück hatten und keinerlei Ansprüche machten, erhielten sie sogleich Stellen, die Schwester als „Mädchen für alles“, bei einer mit Kindern reichlich gesegneten Familie, der Bruder als Laufbursche bei einem Viktualienhändler. Ohne Lebwohl trennten sie sich und steuerten mit ruhigen, festen Schritten ihren verschiedenen Zielen zu.

Zwei Jahre später besuchte Hans eines Sonntags die Eltern auf der Insel.

„Na?“ fragte der Vater.

„D, ja,“ entgegnete der Sohn.

Das genügte dem Vater, und damit war die Unterhaltung zu Ende. Wohl stellte die Mutter noch ein paar Fragen, worauf Hans antwortete:

„Ich klage nicht.“

Sie war gleichfalls zufrieden gestellt, und Hans ging in den Stall hinaus, streichelte die drei Kühe, besichtigte die Schafe und warf einen Blick auf die Aeder. Was er dachte, wenn er überhaupt Gedanken hegte, war nicht auf seinem Gesicht zu lesen. Wie's recht und billig war, erhielt er zu essen, und als die Zeit der Rückkehr nahte, fragte er:

„Und hier?“

„Wie früher“, entgegnete der Vater.

Mehr verlangte Hans nicht zu wissen, worauf er ging, wie er gekommen war.

Es währte drei Jahre, bevor sich Hans wieder blicken ließ.

Da die Eltern sahen, daß er gut gekleidet war und Zigarren rauchte, sparten sie sich überflüssige Fragen. Er seinerseits merkte, daß alles beim alten war und schwiez ebenfalls. Nachdem er sich gründlich in Stall und Scheune umgesehen hatte, nahm er Abschied. Der Bruder begleitete ihn zur Schiffsbrücke. Er schien etwas auf dem Herzen zu haben, aber wie dem nun sein mochte, blieb es unausgesprochen.

Als Hans das nächste Mal die Insel besuchte, trug er Gardeuniform.

„Goho!“ brach der Vater aus.

„Ja, ja!“ entgegnete der Sohn.

„Kommt was dabei raus?“ fragte die Mutter, nachdem die begomene Unterhaltung beendet schien.

„Essen und Wohnung.“

„Weiter nichts?“

„Muß man abwarten.“

Damit war das Thema erledigt. Auch dieses Mal leistete ihm der Bruder auf dem Heimwege Gesellschaft und es glückte ihm wirklich, das Jungenband zu lösen.

„Na — und Jina?“ begann er schlüchtern.
Hans stieß einen Fluch aus, daß es durch den Wald schallte.
„Ja, siehst Du, die Stadt... ja, die Stadt,“ seufzte der Bruder resigniert, jedoch mit einem Anflug von Bitterkeit.
„Die ist gut genug, aber...“
Da Hans schwieg, fiel der ältere nach einigem Zögern ein:
„Das Land ist besser.“
„Schauen wie gestochen,“ bemerkte Hans.
„Soviel ist gewiß, daß Schwester Eina nicht dorthin kommt,“ versicherte der Bruder, indem er seine sehnige Faust ballte, als wolle er zubeugen.

„Klug,“ entschied Hans.
Mit schlüchtigem Kopfnicken, ohne Wort und Händedruck trennten sich die Brüder.
Als Hans drei Jahre später wieder im Elternhaus stand, trug er keine Uniform.
„So-o?“ fragte der Vater gedehnt.
„Ging zu langsam,“ erklärte Hans.
Er hatte bereits bemerkt, daß es daheim ärmlischer denn je zuvor aussah.

„Krank?“ fragte er.
„Mutter und ich,“ entgegnete der Vater, „haben beide fast n ganzen Winter gelegen.“
Darüber war nichts zu sagen, weshalb Hans schwieg. Aber es hatte den Anschein, als fühle er sich nicht so heimisch wie früher. Etwas fremder, etwas, das ihn peinigte, schien in der Luft zu liegen. Wie gewöhnlich ging er umher, streichelte die Käse, untersuchte die Gerätschaften und schüttelte bisweilen mignütig den Kopf.

Diesmal begleitete ihn der Bruder nicht zum Schiff, sondern blieb am Behege stehen.
„Schulden?“ fragte Hans.
Der andere nickte müde. Daß er seit dem letzten Besuch bedenklich gealtert war, war Hans nicht entgangen und er schüttelte abermals den Kopf.

„Kann nicht helfen,“ waren seine letzten Worte, bevor er ging. Stumm blickte der Bruder zur Seite.
Im Herbst desselben Jahres wiederholte Hans seinen Besuch. Als er bemerkte, daß die Schwäche der Eltern zugenommen hatte, eine Kuh verkauft war und allerwegen Schmutz und Unordnung herrschte, schien er niedergeschlagen.

„Verkehrt,“ murmelte er, zum Bruder gewandt, der ihm auf Schritt und Tritt folgte.
Der nickte still. Er machte den Eindruck eines geschlagenen Mannes, und Hans, der nicht begriff, was ihm fehlen konnte, fühlte sich fast verletzt.

„Viele Schulden?“ fragte er nach einer Weile.
„Die Zinsen allein fressen das Geschäft.“
„Wie viel?“
Der ältere nannte eine Summe, worauf Hans in Nachdenken verfiel. Nach einer langen Pause, während der er im Kopf zu rechnen schien, wie er ärgerlich zur Seite und murmelte:
„Kann nicht helfen.“
Das hatte der Bruder auch nicht erwartet, weshalb er keinerlei Enttäuschung zeigte.

(Fortsetzung folgt.)

Louis Corinth.

(Zur Ausstellung in der Sezession.)

Es ist ohne Zweifel interessant, das Lebenswerk eines Malers übersehen zu können; man wandert von Bild zu Bild und spürt, wie der Künstler wurde, woher er kam und wie er sich entwickelte. Dabei kann es nun geschehen, daß das so enthüllte Geheimnis den Ruhm, den der Maler bisher durch einzelne Werke sich erworben, arg gefährdet: es zeigen sich die Lücken, die Brüche, die Anlehnungen. Es ist fast die Regel, daß große Kollektivausstellungen das Urteil über einen Künstler ungünstig beeinflussen. Man braucht nur nach der Akademie zu gehen und das Lebenswerk Albert Hertels anzusehen. Es spricht entschieden für die Potenz und die Qualität Corinth's, daß die 28 Werke, die in den Räumen der Sezession beieinander hängen, die Persönlichkeit dieses Künstlers stärker als dies je zuvor geschah, zur Erscheinung bringen. Gewiß, es wird zuviel gezeigt, es hängen auch die Arbeiten der verschiedenen Jahre zu sehr durcheinander; es hätte eine vorsichtiger Auswahl getroffen werden können. Dennoch: wir erleben in dieser Corinth-ausstellung das Seltene, das auch das Juwiel eines Bert verbirgt. Die Fülle, das Raslose, eine hitzige Arbeitswut, das sind geradezu entscheidende Merkmale für die Kunst dieses robusten Offspringen, der das Malen wie einen Kampf betreibt, als ein Herumschlagen mit der Natur und mit der Farbe. Dieser zügellose Lebensdrang ist vielleicht die eigentliche Ursache unserer Liebe zu Corinth, dessen Art im übrigen, wie diese Generalvorführung nur neu bestätigt, mit uns recht wenig zu tun hat. Corinth ist kein moderner Mensch, aber ein großer Maler. Corinth ist ein Spätling des Rubens, ein Fortsetzer des Namen; wobei freilich nicht vergessen werden darf, daß Rubens bereits durch Daumier überwältigt wurde. Wie ein letztes, heroisches Zeugnis des Barock steht Corinth inmitten

einer Welt, der er nichts anderes zu geben vermag als das Tempo einer leidenschaftlichen Regsamkeit. Es sind nicht unsere Sinne, aus denen diese Kunst strömt; es ist nicht unser Rhythmus, von dem dieser Künstler beherrscht wird. Aber: die Sinnlichkeit, die sich in diesen Bildern entladet, ist so überwältigend, und der Rhythmus, der sie durchpulst, ist so hochgepannt, daß wir sie fast als Dokument der Gegenwart hinnehmen.

Eines der ersten Bilder ist das „Kompott“ von 1884. Damals war Corinth Schüler von Löffh; das Münchener Genre, Dunkelheit, durch Lichteffekte theatralisiert, ist deutlich zu merken. Auch die „Pieta“ von 89 gehört noch ganz dem Atelier, in dem man sich die Szenen zurechtstellt. Dabei erinnert der stark verkürzte Körper des Christus an Trübner. Im übrigen läßt sich in den Arbeiten dieser Anfangszeit Leibl und Habermann nachweisen; daneben aber auch ein Blond, das von Paris, wo Corinth drei Jahre war, zu kommen scheint. Es sollte noch lange dauern, bis dieser Maler, der seine starke Begabung nur hier und da, so durch das gesund und nüchtern gemachte Bildnis seines Vaters zeigte, sich selber fand. Vorläufig suchte er noch mancherlei Anschluss. Das Bild des Frühlings von 95 läßt sogar präraphaelitische Anklänge wirksam werden; und die „Geburt der Venus“ kommt direkt von Böcklin. Auch das Selbstporträt mit dem Skelett erinnert unfehlbar an Böcklins Eigenbildnis mit dem siebenden Tod. Wobei man vielleicht sagen könnte, daß Corinth's Auffassung weniger sentimental ist und bereits etwas von der Derbheit seiner Fleischesphilosophie ahnen läßt. Tatsächlich sind es nur zwei Bilder dieser Periode, in denen der künftige Corinth sich halbwegs antündet. Auf dem einen, den, stark unter Habermanns Einfluß stehenden „Szenen“ sehen wir Alle in einer ladend derben Situation. Das andere zeigt uns das Innere eines Fleischerladens: das ist es, woran Corinth seine Bestimmung erkannte! Vorläufig freilich bleibt er noch tastend. Das Hauptmannporträt von 1900 ist redlich gemalt, aber erschreckend dünn; und auch die Selbstbildnisse sind trotz mancher frechen Einfälle noch recht trocken und unsicher. Erst das neue Jahrhundert brachte die Erlösung.

1902 erscheint das Mädchen, das an einem Rosaband den Stier nasführt. Einigermaßen ein kitschiges Thema; aber ein echter Corinth. Es will beachtet sein, daß diese Motive, die fleischlichen, leicht brutalisierten, nicht wenig dazu beitrugen, den Maler in Corinth zur Klarheit zu führen. Man mag getrost sagen, daß er um diese Zeit auch das Bildnis, das Stilleben und die Landschaft mit verjüngter Kraft zu malen begann; es bleibt doch dabei, daß Corinth am Akt und dessen Enthüllung den doppelten Kampf des Malers mit der Natur und mit der Farbe gewann. Wohl vermag er jetzt im Bildnis so komplizierten Köpfen, wie denen des Müllers Ansohn, des Dichters Peter Hille, des Nobellisten Meyserling und des Kritikers Kerr gerecht zu werden; er weiß dabei sogar den zartesten psychologischen Zwischenionem einen malerischen Ausdruck zu gewinnen. Aber die eigentliche Lust des Malens, die Leidenschaft des Schaffens, packt ihn doch erst, wenn es Panaren zu gestalten gilt, wie das „Strumpfband“, diesen Flammentanz des seidenen Geräusches, oder die ganze Riste der Akte, die bald als Simson sich bäumen, bald als Puffheda sich reckeln oder als zivile Mutter von Kindern umflettert werden. Nun schmelzt er im Fleisch und weiß es leuchtender und elastischer zu machen als irgend wer vor ihm. Diese Akte sind es vor allem, die uns zwingen, Corinth einen Fortsetzer des Rubens zu nennen. Und auch die großen Kompositionen, mit denen er sich jetzt herum-balgt, folgen den Spuren des barocken Serufes. Wie Rubens so wählt auch Corinth seine Themen aus den Abenteuern der olympischen Götter; nur, daß er darüber vergißt, wie gründlich schon Offenbach den Jupiter und die Venus geplündert hat. Es ist etwas Sterbliches in diesen Mythologien; so derb und so dreiflüchtig sie sich auch gebärden, so gehören sie doch einer Akademie an, die in der antiken Kompositionsaufgabe einen besonderen Grad der Künstlerschaft sieht. Was alles freilich nicht hindert, daß äußerst amüsante Szenen erkounen werden. So das „homerische Gelächter“, bei dem man wirklich alle Unsterblichen lachen hört.

Nicht viel anders steht es um die biblischen Motive, die Corinth in diesen Zeiten seines Reifwerdens zu malen beginnt. Auch da macht er eigentlich keinen Christus, wie ihn Dostojewski oder Tolstoi erfüllte; er hält sich mehr an Grünwald. Und so grauig seine biblischen Szenen auch anzuschauen scheinen, so pietätlos sind sie auch zuweilen mit den Heiligen umspringen, letzten Sinnes sind sie doch aus der Empfindungsart eines harmlos Glaubenden, eines fast altmodischen Puritaners geschöpft. Das macht sie uns ein wenig fremd; wir wissen nicht recht, ob diese Bilder nicht bereits früher einmal so gemalt worden sind. Mitunter möchte man beinahe fürchten, daß künftige Geschichtschreiber den Corinth gar nicht unserer Zeit zurechnen werden. Er ist nicht wie Liebermann der Vollender einer langen Entwicklungsreihe, noch hat er irgend etwas gemein mit einem Revolutionär. Er steht auf einem längst eingezogenen Posten, allerdings prachtvoll gerüstet und umstrahlt. Corinth ist selber so ein schwarzer Florian, wie er ihn gemalt hat, ein beständiges Ungewitter und doch ein Besiegter. Auch der Simson, den er 1912, nach einer Spanne schwerer Krankheit malte, könnte dem Künstler ein Symbol sein, dieser Gejesselte, in ohnmächtiger Wut aufbrüllende, blutbesetzte Riesse. So ist Corinth; entschlossen, ein Überwältigter zu wagen, und doch verdammt, in den Fesseln einer überwundenen Art zu beharren.

Daß er aber und trotzdem so sinnlich ergreift und fast unsere Muskeln in Wallungen bringt, das bestärkt nur den Maler, dessen Kraft und Qualität alles Zeitliche vergeffen machen.

Robert Kreuzer.

Kleines feuilleton.

Rubine für jedermann. Die Herstellung künstlicher Edelsteine knüpfte vor allem an den Rubin, dieses kostbarste aller Naturprodukte, an. Das Problem erschien von vornherein nicht aussichtslos, da man die Zusammensetzung des Steines aus Zinnober und etwas Chromoxyd auf das genaueste kennt und durch die Erfolge der Chemie an solche Zusammensetzungen längst gewöhnt war.

Tatsächlich gelang es dem französischen Chemiker Verneuil bereits im Jahre 1892, künstliche Rubine durch Anwendung sehr hoher Temperaturen auf chromhaltiges Zinnoberpulver herzustellen, die aber praktisch deshalb keinen Wert besaßen, weil sie völlig undurchsichtig waren. Gerade die Eigenschaft, die der Liebhaber bezahlte, fehlte ihnen.

Wie nun Großmann und Neuburger in ihrem neuen Werke über die synthetischen Edelsteine mitteilen, ließ sich seitdem dieser Uebelstand dadurch beheben, daß man seitdem die Kristallisation des Steines sehr verlangsamte. Man läßt das Zinnoberpulver in einem mit Sauerstoff gespeisten Gefäße bei 1800 bis 2000 Grad Hitze schmelzen und tann durch ein dem Apparat eingesehtes Fenster aus Kobaltglas unmittelbar beobachten, wie sich die entstehenden feinsten Tröpfchen langsam vergrößern. Ein Gefäß liefert in der Stunde etwa 10 Karat künstliche Rubine, die sich nach dem Zerkleinern, Polieren und Schleifen für das Publikum in feiner Hinsicht von den echten, natürlich gewachsenen Rubinen unterscheiden. Nur der subtilste Kenner wird an großen Steinen einen zarten Schimmer vermischen, der in den natürlichen Rubinen, von mikroskopisch feinen Einschlüssen herrührt. Kleine Steine aber kann selbst sachmännische Prüfung nicht von den natürlichen Rubinen unterscheiden, so daß dadurch in absehbarer Zeit der Wert des einst so wertvollen Rubinschmuckes für immer sinken wird. Wenn heute schon in Frankreich jährlich an fünf Millionen Karat Rubine erzeugt werden, wenn die nicht weniger rührige deutsche Edelsteinindustrie in Jahr täglich an etwa 4000 Karat herstellt, muß bei dieser Ueberfluthung des Marktes der Rubin als Luxusgegenstand der Reichen bald verschwinden. Die so wechselvolle und phantastische Geschichte der Edelsteine wird eines ihrer von Greueln, Blut und allen Niedrigkeiten des Lebens strotzenden Kapitel für immer abschließen müssen, für Millionen aber ist eine neue kleine Verschönerung des Daseins durch die Wissenschaft gewonnen: die Freude an dem schönen blutroten edlen Stein.

Medizinisches.

Die Ursachen der häufigen Halsentzündungen. Die Empfindlichkeit der Schleimhäute des Mundes und des Halses bedingt das häufige Auftreten von Entzündungen, die in der Regel zu einem gewissen Teil durch Ansteckung herbeigeführt werden. Im allgemeinen wird immer der Staub dafür verantwortlich gemacht, der freilich überhaupt als der schlimmste Feind der menschlichen Gesundheit zu betrachten ist, weil er stets auch ansehnliche Keime enthält. Epidemische Halsleiden werden aber, wie in den letzten Jahren festgestellt worden ist, auch durch Streptokokken verursacht, und zwar durch Vermittlung der Milch. Dadurch ist die weitere Frage entstanden, wie diese Bazillen in die Milch hineingelangen. Das könnte einmal schon durch die Kuh geschehen, außerdem aber und wahrscheinlich durch die Behandlung des Menschen. Die Sache ist so lange der Aufmerksamkeit der Forscher entgangen, weil eine bestimmte Art des Streptokokkus, der sich stets im Körper und daher auch in den Milchleitern der Kuh vorfindet, als ein normaler und unschädlicher Bestandteil der Milch betrachtet worden ist, auf dem zum großen Teil die Milchfäulnisregärung oder überhaupt das Sauerwerden der Milch beruht. Infolgedessen hat man früher übersehen, daß auch der bedenkliche Bruder dieses Streptococcus lacticus, der sogenannte eitererregende oder Streptococcus pyogenes gleichfalls in der Milch sogar gesunder Kühe mit gesunden Eutern vorhanden sein kann. Diese wichtige Tatsache hat Dr. Rosenow im Journal für Infektionskrankheiten nachgewiesen. Der Zusammenhang zwischen dem Milchgenuß und der Verbreitung einer Halsentzündung ist in den letzten Monaten gelegentlich einer ziemlich ausgedehnten Epidemie dieser Art in Chicago festgestellt worden. Dabei ist nun freilich auch hervorgetreten, daß die weitaus größte Zahl von Streptokokken erst später in die Milch gelangt, indem sie sich zuweilen in großen Mengen in den Separatoren und anderen Meiereigeräten zusammenfinden. Versuchsweise, die Dr. Rosenow mit dem Rückstand aus den Klärgesäßen geimpft hatte, gingen ausnahmslos an Blutvergiftung durch Streptokokken zugrunde. Noch bedenklicher ist die von demselben Forscher gegebene Aufklärung, wonach die Streptokokken der Milch sich unter gewissen Umständen verwandeln und giftigere Eigenschaften annehmen. Man steht hier an der Schwelle einer neuen Erkenntnis, die schon jetzt eine weitere Mahnung zur Vorsicht beim Genuß roher Milch bedeutet.

Kann die Halsentzündung Blinddarmentzündung herorrufen? Diese auf den ersten

Blid überraschende Frage beschäftigt seit kurzen die Kreise der medizinischen Forschung in England und ist eine Folge der Experimente und Forschungen, die in jüngster Zeit im Krankenhaus des Londoner University College unternommen wurden und deren Ergebnis in der britischen Arzteilwelt berechtigtes Aufsehen erregt. Schon seit einiger Zeit vertreten manche Mediziner eine Hypothese, nach der die Blinddarmentzündung durch einen Bazillus hervorgerufen werden soll, der mit wissenschaftlicher Sicherheit bisher noch nicht festgestellt werden konnte. Eine Reihe von Experimenten haben dieser Theorie manche Stützen gegeben. Jetzt aber ist es, wie die ärztliche Fachzeitschrift "Lancet" berichtet, im Londoner University College gelungen, einen Bazillus festzustellen, der in stände ist, bei Tieren Blinddarmentzündungen hervorzurufen. Dabei wurde aber beobachtet, daß der Patient, in dessen Organismus der Bazillus gefunden wurde, zugleich an einer leichten Halsentzündung litt und mit Ueberraschung wurde festgestellt, daß der gleiche Bazillus, den man als einen Erreger der Appendicitis ansah, in der Mandelgegend des betreffenden Patienten eine Kolonie begründet hatte. "Man weiß," so bemerkt hier der "Lancet", "daß empfindliche Röhren eine willkommene Eingangspforte für Mikroben aller Art sind; im vorliegenden Falle wird es wahrscheinlich, daß Halsentzündungen indirekt zu Blinddarmentzündungen führen können und daß manche Fälle von Appendicitis als die mittelbare Folge einer Halsentzündung anzusehen sind. . . . Aber," so fügt das offizielle Organ der englischen Arzteilwelt hinzu, "diese Beobachtung bietet keinen Grund zu besonderer Besorgnis: diese Feststellung mag dazu dienen, die Allgemeinheit daran zu erinnern, von welcher Wichtigkeit es ist, den Hals und die Mundhöhle stets in einem hygienisch einwandfreien Zustand zu erhalten. Vor allem bei Kindern sind schadhafte Zähne und chronische Mandelentzündungen Vorläufer und Symptome schwererer Störungen, denen beizeiten durch eine radikale Behandlung des Halses und der Mandeln vorgebeugt werden muß."

Astronomisches.

Schluß mit den Marskanälen! Die Beobachtungen von Antoniadi und Comas Sola, die die Marskanäle gelegentlich der letzten günstigen Erdnähe des Mars in einzelne perlchnurartige Ketten von Flecken auflösten, finden auch durch die Beobachtungen von A. S. Williams, Allen und neuerdings durch die Arbeiten von Carl Wirtz am großen Refraktor der Straßburger Sternwarte Bestätigung. Die Existenz regulär verlaufender Linien ist damit endgültig widerlegt. Gerade die großen Instrumente haben gezeigt, daß von gleichmäßigen Linien keine Rede sein kann, gerade sie zeigen die "Kanäle" recht wenig gut, so daß hoffentlich auch bald der Unfug verschwindet, der mit ihnen getrieben wird. Leider hat Schiaparelli nicht glücklich gewählte Bezeichnung "Kanäle", die er selbst mit keiner Deutung in Zusammenhang bringen wollte, dazu beigetragen, falsche Vorstellungen zu erwecken und Spekulationen wirrer Köpfe geradezu begünstigt. Es wird aber noch lange dauern, bis alle diejenigen, die darüber zu faßeln sich für befugt halten, von den neuen Erkenntnissen selbst Kenntnis zu nehmen geruhen werden. Die Marskanäle werden in der Phantastie vieler noch lange nicht verschwinden. Eine befriedigende Deutung der "Kanalercheinungen" hat der Schwede Svante Arrhenius gegeben; er sieht in ihnen Verwerfungstäter, die mit feichten Salztümpeln erfüllt sind.

Aus dem Tierleben.

Hören mit der Zunge. Daß das Gehör nicht allein oder wenigstens nicht immer unmittelbar durch das Ohr geschieht, kann der Mensch selbst beobachten. Man hört auch durch die Schädeldecke, und nicht nur das, sondern sehr schwerhörige Personen können eine erstaunliche Verbesserung ihrer Wahrnehmungsfähigkeit für Schallwellen herbeiführen, wenn sie einen Fächer aus Hartgummi zwischen die Zähne nehmen. Diese Zusammenhänge bedürfen noch sehr der Aufklärung, aber man kann darauf verweisen, daß höchst wahrscheinlich zahlreiche Tiere durch die Zunge hören. Das ist natürlich so zu verstehen, daß die Zunge eine besonders hohe Empfindlichkeit besitzt, die sogar zur Wahrnehmung von Schallwellen ausreicht. Namentlich die Zunge der Schlange, die wegen ihrer eigentümlichen schmalen und in zwei Spitzen gegabelten Form zur abergläubischen Vorstellung, als ob das Reptil damit stechen könnte, Veranlassung gegeben hat, dient vermuthlich als Gehörorgan. Die Ohren der Schlange können kaum etwas leisten, denn sie sind nur verkümmert vorhanden, tief in den Schädel eingebettet und haben keine Oeffnung nach außen. Früher nahm man infolgedessen an, daß die Schlangen ganz taub wären. Die Beobachtung hat jedoch im Gegenteil gelehrt, daß sie zuweilen recht scharf zu hören vermögen, und das geschieht eben durch die Zunge, deren Spitzen äußerst fein und empfindlich sind. Ihre Färbung ist sehr verschieden, meist aber schwarz. Sie liegt zu ihrem Schutz in einem fleischigen Futteral und kann durch eine winzige Oeffnung des Mauls vorgehoben werden, ohne daß die Schlange ihre Kiefer zu öffnen braucht. Sobald die Aufmerksamkeit des Reptils erregt wird, streckt es die Zunge vor und hält sie ständig draußen mit einer zitternden schnellen Bewegung. Ohne Zweifel ist die Zunge ein Tastorgan, aber sie dient wahrscheinlich eben auch zur Untersuchung der Richtung und Stärke von Schallwellen, also zum Ersatz des Oehres.